

(Nachdruck verboten.)

61) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

„Oho,“ murkte es unter den Zuhörenden und Hans Geminger, der Bader zum Löwen, rief mit einer dünnen, spitzen Stimme: „Wir haben keine Misericordia unser Verbtag an unserm Leib und Gut erfahren. Hätten wir dormalen den Bischof aus der Stadt mit ausgelassen, so müßte er alle unsere Bedingungen annehmen, und aus wär's.“

„Haltet das Maul, seid so gut,“ fuhr Jakob Köhl ihn an und der Dechant von Guttenberg sprach weiter: „Diese Misericordia, dieses wahrhaft christliche Erbarmen mit Euch, den Verirrten und Verführten, ist es, das uns hierher führt. Wir wollen Frieden und Versöhnung. Die Besatzung des Schlosses unserer lieben Frau ist bereit, die zwölf Artikel für sich anzunehmen, überzeugt, daß unser Hochwürdigster Bischof stonrad damit einverstanden sein werde. Nur eine Frist begehren wir, um seine Meinung einzuholen. Will man künftig eine Reformation vornehmen, so wollen auch wir dabei bleiben.“

Die Ueberraschung war groß und sie schlug rauschende Wogen in der Kapitelsstube. „Ich sieh' einen Fuchsschwanz,“ raunte Meßler aus Brettheim seinem Nachbar zu, während der Dechant mit einem von Bohnwollen glänzenden Gesicht sich wieder setzte. „Schau, wie der Florian Geyer seinen Snebelbart streicht,“ murmelte der lange Dienhart. „Die Art kenn' ich an ihm. Sieh' acht, er wird dem Fuchs auf den Schwanz treten.“

„Mich dünket, daß wir die Bedingungen annehmen sollen, so vortheilhaft sind sie,“ ergriff Götz von Berlichingen, der unterdessen angelegentlich auf Jakob Köhl eingeredet hatte, das Wort. „Beschwöret die Besatzung die zwölf Artikel, so stehen wir ohne Blutvergießen am Ziel und gewinnen an dem Frauenberge eine feste und mächtige Stütze für unsere weiteren Unternehmungen.“

„Das dünket mich auch,“ pflichtete Köhl ihm bei und fügte mit der ganzen Wucht seiner Stimme hinzu: „Nehmen wir's an, Brüder!“

„Ei, habt Ihr es so eilig?“ fragte Florian Geyer. Er durchschaute, warum Götz von Berlichingen auf den Vorschlag des Dechanten so bereitwillig einging. Es trieb den Ritter mit der eisernen Hand, so bald wie möglich an seinen alten Feind, den Bischof von Bamberg, mit dem er in so mancher Fehde und auch vor dem Reichskammergericht sich herumgezerrt hatte, sein Mithchen mit überlegener Macht zu fühlen. Aber der Führer der Schwarzen Schaar erkannte auch, daß der Dechant nur Zeit zu gewinnen trachtete, indem er des Bischofs Zustimmung zu seinem Erbieten sich ausbedang, und als erfahrener Kriegsmann wohl wissend, wie bedenklich, ja verderblich für das Bauernheer ein langes Stillliegen vor dem Frauenberge sein müßte, versuchte er, einen Druck auf die Unterhändler auszuüben. In dieser Absicht sprach er weiter:

„Im Kreuzgang unten bin ich einen alten Leichenstein gewahr worden, an dessen vier Ecken je ein Näpfelein ausgehöhlt ist. Ihr werdet ihn auch bemerkt haben. Darunter schimmert der edle Minnesänger Walter von der Vogelweide. Als er zu sterben kam, hinterließ er dem Neumünster ein Vermächtniß, daraus den Vögeln jeden Morgen ein Futter in den Näpfen gestreut werden sollte. Die frommen Chorherren aber gedachten der heiligen Schrift, darin zu lesen ist, daß Gott die Vögel unter dem Himmel erhalte, obgleich sie weder säen noch ernien, und die Chorherren verwendeten die Stiftung zu Frühstücksfemmeln für sich.“

Ein schallendes Gelächter nöthigte ihn, innezuhalten. Auch Götz von Berlichingen lachte und der Dechant lächelte. Mit strengem Tone nahm Herr Florian seine Rede wieder auf: „Also haben die Bischöfe alle Rechte und Freiheiten des Herzogthums Franken verspeiset. Und ist, wo wir für sie das Schwert in die Faust genommen haben, da sollen wir sie für ein Linsengericht von Versprechungen verkaufen? Wer traute noch dem Strummstab? Wann wären die armen Leute nicht durch die schönen Worte der Herren genasführt worden? Es ist die Zeit gekommen und

die Art dem Baum an die Wurzel gesetzt. Der Tanz hat erst recht angefangen und es soll einem jeden Fürsten vor seiner Thür gepiffen werden. Wollen wir die Art zurückhalten? Wollen wir selbst schon wieder aufhören?“

„Nein! Nein! Nein!“ rief die Menge und die Hauptleute und Rätthe stimmten fast alle ein. Von der Thür her schmetterte es hell wie eine Trompete:

„Das Rattenneß muß zerrissen und zerichmissen werden.“ Hans Bermeter stand dort. „Wir sind 20 000 und ihrer kaum 250, darunter gar viele Kuffen.“

Silvester von Schaumburg stieß sein Schwert heftig gegen den Fußboden und rief, der warnenden Geberde des Dechanten nicht achtend, mit zornig rothem Gesicht: „Versucht's, Ihr sollet willkommen sein!“

Kaspar von Reinstein setzte hinzu: „Wir haben Pulver und Steine genug, um Eure 20 000 Mann in die Luft zu blajen.“

Ungewöhnlich klink schnellte der Dechant von seinem Sessel in die Höhe und bat: „Gebietet Eurer nur zu gerechten Entrüstung, edle Herren! Mit feurigen Worten löschet man keinen Brand. Bedenket, daß wir Voten des Friedens sind!“

„Aber Euer Hossen stehet auf den Fürsten,“ entgegnete Florian Geyer. „Ihr bauet auf Sand. Die Fürsten können nicht zusammen kommen, sie sind im Schach. Ihre Zeit ist um, und sie können wider die Bauern nichts vornehmen.“

Hier ergriff der Pfarrer Bernhard Dubenleben ein Blatt, über das seine Feder tragend geslogen war, und sprach und las: „Bernehmet den Antrag derer von der Tauber: Der Frauenberg mit allen noch übrigen Schlössern des Bisthums und allem Geschüh und allen Borräthen wird an das evangelische Heer übergeben. Den Geistlichen zusammen wird eine genügende Schatzung gezahlt, der Besatzung Leib und Gut und freier Abzug gewährt. Bei der Stadt Würzburg, der Landschaft und des Stifts Gefallen soll es stehen, den Frauenberg ungebroschen zu lassen oder nicht.“

Stürmischer Beifall ertoste und ersticte allen Widerspruch, auch derjenigen, welche die Zerstörung des Schlosses verlangten. Die Hauptleute von Creglingen, Weitersheim, Lauda, Königshofen schlugen an ihre Wehren. Götz von Berlichingen trockenete sich die kalte heißgewordene Stirn und Balthasar Würzberger, der stattliche Viertelsmeister und Birth zu der Schleyen rief mit dröhnender Stimme aus der Menge: „Das war ein Manneswort! Würzburg muß wieder freie Reichsstadt werden.“

„Ja das war ein Wort, wie ein Schlag just auf den Kopf des Nagels,“ sagte Jakob Köhl. „Wer meiner Meinung ist, ich meine, wer dem Dubenleben seinem Vorschlag zustimmt, der erhebe eine Hand.“

Da streckten sich die Hände nicht nur der Hauptleute und Bauerurätthe, sondern auch der Zuhörer in die Höhe. „Es ist ein Mehr!“ verkündete Köhl.

„Das gilt nicht,“ rief Bermeter und versuchte zum Tisch vorzubringen. „Die Zwingsburg muß gebroschen werden.“

„Ja,“ fielen ihm die Würzburger zu, die Taubenthaler riefen: „Nein!“

So schrien sie heftig gegeneinander. Götz überhäufte den obersten Hauptmann mit Vorwürfen, daß er die Versammelten übertrumpft habe. Der Pfarrer Demier wollte Ruhe stiften, aber seine Stimme verhallte in dem Lärm, der es den Gesandten nicht geheuer machte. Götz, Meßler und die Rätthe der Odenwälder gingen unmutig davon. Jetzt heischte Jakob Köhl mit seiner Stentorstimme Ruhe und hieb dazu mit der Faust tragend auf den Tisch. „Ihr habet hier garnix zu reden,“ fuhr er Hans Bermeter an. „Und wer jetzt noch sein verfluchtes Maul aufthut, den schmeiße ich zum Fenster 'naus. Höret die Voten!“

„Roma locuta, causa finita,“ sagte der Dechant farlastisch. „Das heißt zu Deutsch: Ihr habet gesprochen und wir haben Eure Meinung vernommen, das ist das End. Den Marienberg auf Eure Bedingungen zu übergeben, dazu haben wir nicht Vollmacht. Wir werden darüber berichten.“

Damit verneigte er sich und verließ unter allgemeinem Schweigen mit seinen Begleitern die Kapitelsstube. Sie waren froh, wieder den freien Himmel über sich zu haben.

„Ihr Herren,“ fragte der Dechant leise die beiden Edelleute, als sie im Geleit Bermeters heimritten, „habet Ihr

demerkt, wie der Götz und der von Geversberg zu einander stehen? Sie zerrten den Strick nach beiden Enden; lassiet uns sehen, ob wir ihn nicht in der Mitte durchschneiden können.“

Unter dessen entleerte sich die Kapittelstube allmählig. Balthasar Würzburger, Hans Leminger und andere Bürger der Stadt umringten den Pfarrer Bubenleben aus Mergentheim und Jakob Köhl und sprachen eifrig mit ihnen; Florian Gejer trat dazu. Der lange Lienhart rechte aufstehend seine Glieder. „Bruder,“ fragte er den Brettheimer, „weist Du nit irgendwo ein gut Tröpflein? Hab' einen Durst, als ob mich der Dampffass in die glühende Hölle gesegnet hätt.“

„Der Bäck am Mühlthor hat ein gut Gewächs,“ erwiderte Leonhard Mehler und schickte sich zum Gehen an. „Oder wollen wir in den Grünen Baum? Kanust dort Deinen Höllenbrand mit Psaffenwein ausgießen, und kostet nit. Denn die Würzburger verstehens, den Schwarzen die Keller zu fegen. Hast Du von dem Stücklein vernommen, das sie dem Dombitar aufgespielt haben? Nit? Der Domdechant hat auch dabei mitgespielt. Nu, wie der Bifar, der seine Pfarre in Rottendorf hat, eines Tags aus der Stadt heimkehrt, trifft er unter'm Rennwegger Thor etliche junge Burfche, die dort ihren Spaß haben. Vermeint der Pfarrer, es ist auf ihn gemünzt und schimpft: „Was fanget Ihr denn an, Ihr Lausbuben? Ich will noch sehen, daß man Euch die Köpfe auf dem Markt abschlägt!“ Feurio! Vor dem Dechanten Guttenberg seinem Haus rottiren sie sich zusammen, und der, aus Angst, es könnte noch schlimmer werden, erlaubt ihnen, dem Pfarrer zur Buß ein halb Fuder Wein aus seinem Keller in Rottendorf zu nehmen. Mit Gewehr, Trommeln und Pfeifen ziehen sie hinaus, als ging's zur Schlacht, und zu dem halben Fuder nahmen sie noch neun ganze hinzu. Das ganze Dorf lauft zusammen, auch die Weiber und Kinder, sauft und trägt lustig fort in Löpfen, Kannen und Zubern. Zuletzt war alles besoffen wie Noa und wälzte sich auf den Gassen im Noth wie die Schweine.“

Der lange Lienhart schlug eine tief dröhnende Lache auf. Mehler aber rief, ausspudend: „Ist überhaupt eine Schweinezucht in dem Würzburg, und wird halt ärger von Tag zu Tag.“

Sie gingen zu dem Bäcker an der Maiebrücke, um ihre Maß in Ruhe zu trinken. Nicht lange, so sahen sie Florian Gejer die Domgasse herunter kommen, gefolgt von einem neugierigen Schwarm. Diejenigen, welche ihm begegneten, rückten ihre Hüte und Klappen, blicben stehen und schauten der hohen, fest einhererschreitenden Gestalt mit den ernstesten Augen beifällig nach. Ernst, jedoch ebenso entfernt von Hochmuth wie von Herablassung, dankte er ohne Unterschied der Person. Ein schmuclloses Barett, dessen Rand herabzuschlagen war, bedeckte das härtige Haupt und anstatt des Brustharnisches trug er über dem Lederkoller eine lange, schlichte Schaubc, unter der das Schwert hervorkam. Wind und Wetter hatten das kühne Antlitz, dem weniger die Vererbung der Rasse als Geist und Charakter ein edles Gepräge verliehen, stark gebräunt. Als er jenseits der Brücke die Burtharder Gasse entlang schritt, vernahm er aus dem Sildehaus der Fischer Fiedel und Dudelsack, Fauchzen und Weibergekreisch. Seine Brauen zogen sich finster zusammen. Vor dem Thor wandte er sich dem Nikolausberge zu, den die Würzburger den Klaskoder Glaskberg heißen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Merkwürdiges Geld.

Die Entwicklung des Geldbegriffs hat bei den Kulturvölkern zu einer ziemlich einheitlichen, allen geläufigen Auffassung geführt; des realen Wertes von Gold und Silber, des konventionellen Wertes des Papiergeldes und der Scheidemünze sind sich die Chinesen ebenso bewußt wie die Völker Europa's. „Merkwürdig“ und sonderbar kommt uns dabei das Papiergeld gewiß nicht vor. Wir müssen vielmehr die sogenannten Naturvölker durchmustern oder in unserer eigenen Kulturgeschichte um ein Jahrtausend zurückgehen, um Geldsorten ausfindig zu machen, die uns eigenartig, bizarr oder komisch anmuthen. Der Begriff des Sonderbaren ist ein relativer und entspringt rein subjektivem Empfinden; der Zweck heiligt hier die Mittel, und jedes Volk hilft sich eben wie es kann, um für seinen Besitz oder für den Verkehr im eigenen Gebiet und mit den Nachbarn geeignete Werthmesser zu schaffen.

Wir führen zunächst einige Beispiele aus schon mehr vorgeschrittenen Entwicklungsstadien an und wenden uns dann den heute noch bestehenden primitivsten Verhältnissen zu. Bekanntere, weit verbreitete Geldarten, wie Perlen und Muscheln, lassen wir außer betracht. Achaststücke kursiren als Geld in einzelnen Gegenden Vorneo's, in

Kordofan und Dar-Fur; Nephrit in Guahana; Eberzähne, die kreisförmig gebogen und daher selten sind, an der Küste von Deutsch-Neuguinea; Pottwalzähne, ebenfalls nicht häufig, auf den Fidjii- und Gilbertinseln. Federgeld, aus den rothen Federn einer Papageienart gefertigt, kommt aus verschiedenen Inseln Melanesiens vor, und mit den Stücken rothen Pelzes des fliegenden Hundes zahlt man auf den Loyaltäisinseln. Messingdraht hat am mittleren Kongo Kurs, einheimische Eisenketten gelten bei den Massai, Kupfer ist besonders in 2—3 Pfund schweren, kreuzförmigen Stücken aus Katanga (Kongoquellgebiet), die „Handa“ genannt werden, eine in großen Gebieten Aequatorialafrika's gültige Münze; Zinnringe werden in Dar-Fur in Zahlung genommen. Die Vermuthung läge nahe, daß man dieses Messing-, Kupfer- und Zinn geld eintauscht, um es zu praktischen Zwecken, etwa zur Verfertigung von Geräthschaften zu verwenden. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Der Messingdraht wie die Handa behalten ihre Form beim neuen Besitzer bei, bleiben, was sie sind — also Geld. Alle bisher angeführten Geldsorten hat man wohl als „Schmudgeld“ bezeichnet; denn ihrer Entstehung liegt die ursprüngliche Bedeutung als Schmutz zu grunde. Noch mehr gilt das vom Kupfer und Antimonpulver, das als Zahlungsmittel im Zentralafrika benutzt wird, vom Röthel und blauen Bitriol, die früher in Usambara Geldwerth hatten.

Kleidungsstücke oder Material zu solchen sind vorzugsweise dort als Geld im Gebrauch, wo sich dafür infolge der Sitte oder aus Nothwendigkeit ein Bedürfnis vorfindet. Zu den Zeiten der Hudsonsbaitompagnie hatten die nördlichen Indianerstämme als Werthmesser das Viberfell, die Stämme am Missouri Bisonhäute, die Völker im Nordwesten des heutigen englischen Nordamerica Seeotter- oder auch Renntierfelle. Hier dürfte allerdings das Geld gleichzeitig als Kleidungsstück dienen. Dagegen rechnete man auf den Färöer nach Schafhäuten, die in Wirklichkeit nicht kursiren, und in Uganda dienten vor Einführung der Kaurimuschel Stücken Rinderzeug als Scheidemünze. Im Sudan werden Henden, die „Zoben“, bei den Missouri-Indianern Hosen und in Tibet Fußbekleidungen als Münze genommen. Schawls werden in Persien in Zahlung gegeben, in winzige Stücken zerhackt selbst für die kleinsten Beträge. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß im alten Japan die Dichterhonoreare in — Stoffen gezahlt zu werden pflegten.

Waffen und Geräthe als Geld scheinen zwar verbreiteter zu sein, doch beschränkt sie sich fast ausschließlich auf den Erdtheil Afrika. Speere sind Werthmesser am Kongo und oberen Nil, früher waren sie es auch bei den Kaffern. Die gefährlichen, häßigen Burfeisen werden von den nicht mohamedanischen Stämmen Süd-Bagirmis als Münze akzeptirt. Die Hade ist nahezu überall in Afrika Werthmesser, vom Nil bis zum Sambesi, auch an der Karawanenstraße von Zabora nach Bagamoio in Deutsch-Ostafrika. Bei den Mantoya im Sambesiflößgebiet bekommt man beispielsweise für 7 Haden einen Sklaven. Eisene Spaten sind ebenfalls echt afrikanisches Geld. Europäisches Schreibpapier wird im mohamedanischen Sudan gern in Zahlung genommen. Die sonderbarsten Vertreter dieser Geldkategorie sind freilich die leeren europäischen Brauntweinflaschen, die in früheren Jahren im Nigerdelta als Münze Umlauf hatten.

Nahrungs- und Genußmittel bilden wieder eine besondere, über die ganze Erde verbreitete Geldart. Bekannt ist wohl der in China geformte Ziegelthee, mit dem man vielfach in den chinesischen Nebenländern (Mongolei, Tibet) bezahlt. Salzriegel sind speziell afrikanisches Geld, wie in der Sahara, im Sudan und auch in Westafrika. So kommt Salzgeld aus der Landjägers Rissama südlich den Quanza in Angola, wo das gewonnene Steinjalz in 1/2 Spannen lange zylindrische Stücke geformt wird; je 5 davon werden zusammengewunden und weithin ins Innere ausgeführt, wo das Bündel als Geld kursirt. Auch in Abyssinien giebt es Salzgeld, und hier kam ein herumgebundenes Bastband als eine Art Prägung angesehen werden. Die abessinischen Herrscher lassen aber außerdem seit Jahrzehnten Münzen schlagen, wie denn überhaupt alle diese afrikanischen Geldsorten zum theil neben geprägtem Gelde (Maria Theresien-Thaler) und der fast überall als Scheidemünze üblichen Kaurimuschel in Umlauf sind. Mit Stoßfischen bezahlte man in Island. Ein ziemlich sonderbares Geld kam in Lappland vor, nämlich — Käse.

Alle diese Geldarten, so absonderlich sie uns erscheinen wollen, sind immerhin zweckentsprechend und einem gesteigerten Verkehrsbedürfnis entsprungen — wenn schon sie ein ziemlich großes „Portemonnaie“ voraussetzen. Manche von ihnen haben nur innerhalb des Stammes Geltung, die meisten aber dienen doch schon dem sogenannten Außenhandel, d. h. sie werden von Stamm zu Stamm genommen und haben daher oft einen ungeheueren Verbreitungskreis. Es handelt sich ja auch zum großen Theil um Werthmesser, deren Material überall aus praktischen Gründen geschäftig ist, deren Bestandtheile also einen realen, fassbaren Werth haben. Ganz anders verhält es sich indessen mit den Geldarten, die ausschließlich entweder dem Umsatz im eigenen Lande dienen oder aber überhaupt nicht kursiren, sondern ein todtcs, aber darum nicht weniger werthvolles Kapital des glücklichen Besitzers darstellen. Zustände, in denen einzig und allein solches Geld bekannt und vorhanden ist, kennzeichnen sich als die primitivsten, sie finden sich aber nur sehr vereinzelt. Auf Handlichkeit, die man den bisher besprochenen Geldarten doch bis zu einem gewissen Grade zusprechen muß, kommt es bei diesem auf den Kreis des Stammes beschränkten Gelde nicht im geringsten an; daher begegnet man hier den

merkwürdigsten Geldformen. Dahin gehören z. B. bronzene Kanonen, die bis vor nicht langer Zeit den Häuptlingen auf einzelnen Inseln des ostindischen Archipels als unschätzbare Werthstücke galten. Die Dayaks auf Borneo, die keineswegs auf der niedrigsten Kulturstufe stehen, tauschen den Ueberschuß ihrer Produkte sowohl gegen solche alten Kanonen wie gegen große chinesische Porzellanvasen aus. Dasselbe gilt von den alten Bronzepakulen bei den halb unabhängigen Stämmen des Inneren Hinterindiens, sowie der malajischen Inselwelt, und auch von den Eisenbeinmassen, die die afrikanischen Herrscher anhäufien. Diese drei Beispiele sind übrigens gleichwerthig. Daß sich für die Afrikaner das aufgespeicherte Eisenbein, nachdem dieses in den Europäern eifrige Abnehmer gefunden, zu einem realen Werthgegenstand gewandelt hat, ist ein zufälliges Zusammentreffen; vorher waren diese Eisenbeinmassen ebenso wie die ostindischen Pakulen und Kanonen nichts anderes als ganz imaginäre Beweismittel großen Reichthums. Sonderbar ist ferner das Steingeld der Karolinen; es sind das zentnerschwere Blöcke von Aragonit (kohlen saurem Kalk) von mülhsteinartiger Form, deren Werth sich nach dem Durchmesser abstuft. Dieses Steingeld bekam eine noch um so wichtigere Bedeutung, als das Material nicht im Lande selbst gewonnen, sondern auf Kanus von den benachbarten Paula-Inseln geholt werden mußte. Auch die Kanonen und Pakulen in Hinterindien und auf den Inseln sind, da sie wohl chinesischer Herkunft, importirte „Schätze“. Alle diese Reichthümer wechselten begreiflicherweise kaum jemals ihren Besitzer.

Den Dayaks auf Borneo sind, wie erwähnt, alte große chinesische Porzellanvasen der Inbegriff alles Reichthums. Daß es sich hier wirklich um Geld handelt, wird durch die Thatsache erhärtet, daß die Vasen je nach ihrer Art so und so viel Teller an Werth gleichstehen, also genau so, wie etwa unsere Mark hundert kleinste Wertheinheiten repräsentirt. Doch tritt bei diesen Vasen noch ein Umstand hinzu, der ihnen eine besondere Bedeutung giebt. Sie wurden nämlich vor Zeiten als Behälter für die Ueberreste der Todten benutzt, waren also nicht nur werthvoll, sondern im Sinne des Ahnentums auch heilig. Ja, die Ueberbleibsel der Verstorbenen selber werden noch hier und da als Geld gebraucht. Wer von den Dayaks viel Feinde erschlagen hat und darum in den Besitz vieler Schädel gelangt ist, wird für reich gehalten. Auch den Battals auf Sumatra galten — nach älteren Berichten — menschliche Schädel als Geld, während auf der Karolineninsel Yap gar die ganzen, in Matten gehüllten menschlichen Reste nicht nur todtes Kapital gewesen sein, sondern auch als Geld kursirt haben sollen.

Es handelt sich bei diesen zuletzt erwähnten Geldsorten wahrscheinlich in den meisten Fällen um heute verschwundene Zustände; die Quellen, aus denen die Mittheilungen hierüber beruhen, rühren vielfach aus älterer Zeit her. Heute ist mit Ausnahme einiger Indianerstämme Brasiliens und der Bewohner des Inneren von Neu Guinea kein Naturvolk mehr vor der Berührung mit den Europäern bewahrt geblieben, und unter dieser Berührung wandeln sich die Anschauungen sehr bald. Die Völker sehen ein, daß sie für ihre alten Reichthümer, die für die Europäer höchstens als Kuriositäten Bedeutung haben, die begehrten Erzeugnisse der Fremden nicht erkaufen können. Diese verlangen vielmehr Gegenleistungen von realem Werth. Und so bringen denn auch auf diesem Gebiete die Anschauungen der Kulturvölker, sobald sie sich mit denen der Naturvölker nicht auf gleichem Wege begegnen, große, alles Alte vernichtende Umwälzungen hervor. —

Hermann Singer.

Meines Feuilleton.

—s. Reisegenossen. In Schnellzügen bleiben die Leute zugewöhnt, selbst bei der größten Hitze. Als ich jüngst gegen Görlitz fuhr, saß neben mir ein Herr mit einem eisgrauen, feingekürzten Spitzbart. Ich rauchte ihm fünf und zwanzig Zigaretten der Reihe nach vor, aber nicht einmal zog er die behändelnden Hände von den Knien. Einige Tage später traf ich ihn wieder. — Da stellte es sich heraus, daß er seine Frau aus einem schlesischen Bade geholt. Nun verstand ich seine Geduld und Ergebung in den Willen eines Anderen.

Handlungsreisende freunden sich sehr leicht an. Noch offener geben sich junge Geschäftsleute, die sich erst vor kurzem etablirt. Denen hängt noch der ganze Himmel voll Geigen, im Saal haben sie die allergrößten Koffinen und vor der Konkurrenz fürchten sie sich nicht einmal ein klein wenig. Wenn Sie die Methke zwei Tage vor dem Termin beisammen haben, geht es bei ihnen schon auf den Kommerzienrath zu. Man muß sie jubiliren hören: „Bei mir wird nicht unter zehn Stück verkauft!“ — „Was denn?“ — „Zigarren! Selbstverständlich!... Mit dem A habe ich einen Abschluß gemacht: Tausend Mille pro Monat. Fünf und dreißig! Sehr preiswerth! Regulirt wird bei mir immerhalb 10 Tagen. . . . Vorige Woche war ich in Bremen. Unsere Stadt . . . Pensionistenheim. . . . Ja! . . . Wird sehr viel und sehr gut geraucht. Nicht unter fünfzig. . . . Was, schon Horza? . . . Muß ansteigen. . . . Wissen schon. . . . Meine Verbindungen! . . .“ Er schiebt ein Päckchen, in dem sich augenscheinlich zwei Zigarrenkisten befinden, unter den Arm und verschwindet.

Es giebt auch Leute, die einem nach fünf Minuten ihre geheimsten Schmerzen verrathen. Auf der Linie hinter Warnsdorf war es.

Der kleine Krämer aus Kirchenberg fragte, wie hoch heute die Mark stünde. Er mühte nach Karlsbad in die Kur, schon zum dritten Mal, und da sei es ein wahres Kreuz mit dem Umwechseln. Aber hin müsse man, um sich einige Wochen auszurasien, sonst plage einem die Leber vor Aerger. Des Krämers Zorn stammte von den Quargeln her. Er selbst mache welche, schöne, fetts, lege sie in Bier ein, damit sie reif werden, und verlaufe sie dann, zwei Stück zu fünf Pfennig. Aber da habe sich vor einigen Jahren in dem Nachbarort so ein Kerl hingesezt, und seit der Zeit sei nichts mehr zu wollen. Er, der Kerl, mache jeden Tag gleich einige hundert Schok Käseln, von weit her, in ganzen Fassern, bekomme er den Weiskäse. Die Quargeln würden zwar schon nach acht Tagen schwarz, aber die Leute kauften wie toll; die Dinger seien groß, und es gäbe drei Stück für fünf Pfennige. . . . „Wann gingen Sie das erste Mal nach Karlsbad?“ — „Vor fünf Jahren.“ — „Und seit wann ist der — Kerl in Ihrer Gegend?“ — „Wird wohl ein gutes Jahr länger her sein.“ — Ich schwieg. Mein Gegenüber griff nach der Rothweinflasche.

Ja, man erfährt so manches auf der Eisenbahn; aber man muß auch etwas von den Quargeln, von den Rümmls, Spiz- und Weiskäse und von anderen guten Sachen verstehen! —

— **Barisalschüsse.** Die „Barisalschüsse“ oder „Mist-Puffers“ (Nebelzertheiler), wie sie von den belgischen Matrosen genannt werden, jene eigenthümlichen, fernem Kanonendonner ähnlichen Töne, die vielfach in der Nähe der Meeresküsten gehört werden, sind in sehr verschiedener Weise erklärt worden. Auf eine neue Möglichkeit ihres Entstehens hat in der Londoner „Nature“ neuerdings Prof. Cleveland Abbe hingewiesen. Der amerikanische Meteorologe macht darauf aufmerksam, daß diese Geräusche dieselben Eigenschaften haben wie diejenigen, die man hört, wenn man neben einem Aquarium mit Trommelfischen steht und deren Bewegungen beobachtet. Der Trommelfisch, der an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten gemein, pflegt einen Ton von sich zu geben, der, bei einem großen Thiere, auf weite Entfernung hörbar ist. Abbe glaubt nun, daß ein Theil der als „Barisalschüsse“ bezeichneten Töne von den Trommelfischen hervorgerufen wird. Daneben sind nach seiner Ansicht als Ursachen wirksam: die Brandung, deren dumpfer Schall sich weit durch die Luft und noch weiter durch das Wasser verbreitet; ferner das Bersten von Felsen; endlich auch wirkliche Erdbeben, die auf dem Grunde des Meeres auftreten. Nach einer Mittheilung von Samuel W. Raim werden die Barisalschüsse in der Fundy-Bay an schönen, ruhigen Sommertagen sehr häufig gehört. Würde man hier und an anderen Oertlichkeiten eine genaue Vergleichung der an verschiedenen Punkten gemachten Beobachtungen vornehmen, so dürfte wohl ein näherer Einblick in das Wesen dieser seltsamen Naturerscheinung gewonnen werden können. — (Voss. Ztg.)

Kulturgeschichtliches.

— Eine Geschichte der Kältemischungen, die sich die Völker in dem Verlangen nach Kühlung unter der glühenden Sonnenhitze schon frühzeitig zubereitet haben, giebt v. Lippmann in der „Zeitschrift für angewandte Chemie“. Danach verfügte man, wie aus einer Bibelstelle zu schließen ist, schon zu Salomo's Zeiten im Sommer über Schnee. Auch die Indier konnten schon in alter Zeit künstliches Eis machen. Sie benutzten dazu das Zusammenwirken von Verdunstungskälte und Wärme-Ausstrahlung, indem sie während ganz klarer und windstiller Nächte Wasser in flachen porigen irdenen Pfannen auf eine Unterlage trockenen Strohes in kleinen Erdgruben stellten, wobei sich dann vor Sonnenaufgang eine Eisschicht gebildet, jedenfalls aber das Wasser sich bis zum Gefrierpunkt abgekühlt hatte; daß salziges Wasser (seines tieferen Gefrierpunktes wegen) hierbei besonders kalt wird, war ihnen gleichfalls schon frühzeitig bekannt. In Rom war die Verwendung von Schnee und Eis zu Anfang der Kaiserzeit bereits ganz allgemein. Bei Beginn der Mahlzeiten begoß man sich die Hände mit Schneewasser, man kühlte die Getränke mit Eis, man trank Schnee- und Eiswasser und warf Schnee in die Weinbecher, ja selbst in der Einladung zu einem „einfachen Abendessen“ verspricht der jüngere Plinius seinem Freunde Clarus neben Kartoffelsalat, drei Schneden und zwei Eiern auch Grütze mit Meth und Eis. Die Römer hatten schon förmliche Eiskeller. Sie packten zusammengepreßten Schnee in Gruben, die mit Erde, Dung oder Baumzweigen bedeckt wurden. Der so aufbewahrte Schnee war natürlich nicht besonders rein, und Plinius wußte schon, daß solches Schnee- und Eiswasser höchst ungesund sei und vielerlei Krankheiten verursache. Darum warf man seit Nero's Zeiten den Schnee nicht mehr in das Getränk, sondern kühlte die Gefäße von außen damit. Nero wußte schon, daß vorher erwärmt gewesenes Wasser sich leichter und rascher abkühlen läßt, eine Erscheinung, die offenbar auf der Austreibung gelöster Luft und Kohlen säure beruht. Nach Hippokrates gossen auch die Egypter vorher angewärmtes Wasser in flache Thonschüsseln, ließen diese auf der dem Winde abgewandten Seite der Dächer über Nacht stehen und brachten sie dann vor Sonnenaufgang in feuchte Erdgruben. Auch im frühen Mittelalter kannte man bei den Kalifen von Bagdad und Damaskus die sachgemäße Aufbewahrung des Schnees. In Europa scheint die Verwendung von Schnee und Eis zur Sommerzeit zuerst am französischen Hofe Boden gefaßt zu haben, doch war sie zur Zeit König Franz I. noch unbekannt, da nach Brantôme damals eine Hofdame zum Abkühlen von Getränken aus ihrem Vaterlande Portugal unglasirte porige Thongefäße kommen

ließ. Bald lernte man aber auch hier die Aufbewahrung von Schnee und Eis. Im Anfang des 16. Jahrhunderts kamen auch künstliche Kältemittel auf. Durch Auflösen von Salpeter in Wasser konnte man Getränke derartig abkühlen, daß sie fast unerträglich für die Fäbne waren. Der berühmte Baptiste Porta zu Neapel giebt 1589 schon an, daß man mit Eis und Salpeter eine weit höhere Kälte erreicht, als mit Salpeter und Wasser allein; bald verstand man auch damit Wasser zu klarem festem Eis erstarren zu lassen, und 1621 trug man in Venedig oder anderen Hohlformen gefrorenen Wein und Fruchtstücke auf die Tafel. Wienia wußte, daß sich der Salpeter in der Kältemischung durch Kochsalz ersetzen ließ. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts kannte man schon eine ganze Reihe Kältemischungen, alle wurden damals als sehr bemerkenswerthe Erfindungen angesehen. Nach der Ueberlieferung soll das Abkühlen von Wasser durch Salz an den Küsten des Mitteländischen Meeres erfunden worden sein, und zwar von dritstgequälten Galeerenflaven. Wahrscheinlich ist, daß diese Unglücklichen wohl die Verbreiter dieses Verfahrens sind, daß dessen Ursprung aber auch im Morgenlande zu suchen ist. Salpeter als Abkühlungsmittel von Wasser wird auch in chinesischen Schriften schon im 1150 erwähnt. —

Völkerkunde.

— Ueber das Zwergvolk der Bakellis in Kamerun, das bisher nur dem Namen nach bekannt war, wird dem „Deutschen Kolonialblatt“ jetzt von dem Kommandeur der dortigen Schutztruppe ausführliches geschrieben: Während des Aufenthalts in Tunga (März 1898) war es mir vergönnt, zum ersten Male mehrere Leute des Zwergvolkes der Bakellis zu sehen. Die Bakellis bewohnen den weßlichen Urwaldgürtel und kommen hauptsächlich im Ngumbas, Baloko- und Buligebiet vor. Nach wiederholter Aufforderung brachte mir Tunga einen Häuptling und sieben Männer dieses Volkes. Ich habe die Körpergröße dieser acht Leute gemessen, die von 1,45 bis 1,60 Meter variiert. Die Bakellis haben sich augenscheinlich schon vielfach mit anderen Stämmen gemischt, nur bei den kleinsten Männern war die hellere, beinahe gelbe Hautfarbe und die edigen, starknuchigen Gesichter zu bemerken. Schon während meines Aufenthaltes in Matemape war von einer Patrouille ein Bakellweib und ein Knabe ergriffen worden. Nur der Knabe schien von reiner Rasse zu sein. Beide entwichen, absichtlich nicht streng bewacht. Späterhin kaufte ich in Loobodorf von einem Ngumbahäuptling ein ausgewachsenes Bakellmädchen frei, dasselbe ist 1,24 Meter groß; ich habe es behufs Messungen und Abbildungen nach Kamerun gebracht. Die Bakellis sollen fleißige Gummisammler und Jäger sein, trotzdem werden sie von den anderen Stämmen verachtet und werden kaum als Menschen angesehen. —

Geographisches.

ss. Ueber die Schiffbarkeit der nordchinesischen Ströme hat der belgische Ingenieur Edouard Valin nach seiner Rückkehr aus China eine bemerkenswerthe Arbeit veröffentlicht. Valin war erstaunt über die Bedeutung der regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen, über den schlechten Zustand der Schiffahrtswege und über die ungeheure Menge von Sinkstoffen, die die Flüsse zu jeder Jahreszeit mit sich herabführen. Als wirklich schiffbare Flußstrecken wären im nördlichen China nur der Hun-ho zwischen Tien-tsin und Peking, der Fluß von Tien-tsin aufwärts bis Pao-ting, der Wei-ho von Tien-tsin aufwärts, der zur Hälfte für den Kaiserkanal benutzt ist, und der Yang-tse-kiang zu nennen. Alle anderen Flußläufe können nur von kleinen Dschunken befahren werden. Es ist aber nicht unmöglich, Verbesserungen der Verhältnisse sogar auf den meisten dieser Flüsse einzuführen. Die Chinesen selbst haben sich bereits sehr darum bemüht, durch Errichten von Deichen und Grabung von Ableitungsanälen, aber die bisher ergriffenen Maßregeln genügen nicht annähernd. Es handelt sich darum, das fortwährende Losreißen von Erde durch die Flüsse zu verhindern, das Wasser so viel als möglich zu klären und die Sinkstoffe, die durchaus nicht zu beseitigen sind, bis in die Flußmündungen und bis ins Meer hinabzuführen. Als ein Beispiel der gegenwärtigen Verhältnisse giebt Valin die Zustände an dem Fluße von Peking und seinem Hauptnebenflusse. Die Zuflüsse beider sind wie die Mehrzahl der anderen Flüsse dieses Gebietes wahre Wildwasser, die außerordentliche Verheerungen in der Provinz Peshchi-li anrichten. Außerdem erhöhen sie, was ebenfalls stattfindet, fortgesetzt ihr Bett durch Aufschüttungen von Sand und Schlamm, sodaß dasselbe bereits 3—4 Meter über dem Niveau der umgebenden Ebene liegt. Man kann sich danach eine Vorstellung davon machen, welche Schwierigkeiten und Gefahren die Eindämmung solcher Flüsse mit sich bringt. Valin schlägt zur Verbesserung der nordchinesischen Schiffahrtsverhältnisse folgende Arbeiten vor: Eindämmung der oberen Zuflüsse, Sicherung der Flußufer gegen Einsturz in den Hauptbetten, Verkleinerung und Vertiefung der Betten, Regelung der Flußzusammenflüsse, sodaß dieselben im spizen Winkel und in der Strömungsrichtung erfolgen, verfallene Dämme etc. Würde eine hinreichende Durchführung dieser Pläne lange Zeit in Anspruch nehmen, so würde sie doch sicher lohnend ausfallen. —

Technisches.

k. Amerikanische Arbeitsverhältnisse. Bei der Annahme von Arbeitern fragt der Werkmeister in Amerika den sich

Meldenden einfach, was er machen will und erkundigt sich nicht, wie bei uns, danach, ob er es auch machen kann, wo er schon gearbeitet hat u. s. w. Die zweite Frage ist, wieviel Stück er täglich fertigstellen kann, und schließlich, welcher Lohn gefordert wird. Fordert ein Arbeiter einen hohen Lohn, so muß seine Leistungsfähigkeit dem entsprechend sein, sonst wird er sofort wieder entlassen. Andererseits sieht es aber dem Arbeiter vollständig frei, zu arbeiten wie er will. Er ist in keiner Weise an eine feststehende Arbeitsmethode gebunden, wie dies in Europa zumeist der Fall ist, wo der Werkmeister ängstlich darüber wacht, daß nach seiner „alten, bewährten Methode“ gearbeitet wird. Es kommt häufig vor, daß Arbeiter es verstehen, durch eine Verbesserung der Werkzeuge oder durch besondere Geschicklichkeit die Fertigstellung ihrer Arbeit außerordentlich zu beschleunigen. Vielfach muß der Arbeiter ein Probestück machen; so wird z. B. in der Singer Nähmaschinenfabrik dem sich meldenden Arbeiter ein dickes Stück Rundstahl übergeben mit dem Auftrag, es mit Hilfe des Winkelmaßes derart abzuseilen, daß es einen Block mit verschiedenen absolut rechtwinkligen Seiten bildet. Nach der Zeit, die der Arbeiter zur Vollendung dieser Aufgabe braucht, wird der Lohn festgesetzt. Ist auch nur eine einzige Stelle nicht genau winkeltrecht, so wird der Arbeiter nicht angenommen. —

Humoristisches.

— Des Frommen Klage. „Koa bißl Koa Religion hams nimmer dö Zeit heutzutag; derzeit, daß uniersoans in Amt und Predig is, sizens in der Wirkthast und fressen an d' Weißwürst!“ —
 — Familienorgen. Fährdrich (zu seinem Bruder dem Kadetten): „Wie unser alter Herr nur so aus der Art schlagen konnte! Alle unsere Vorfahren waren Militärs, nur er ist unter's Zivil jerathen. Jetzt können wir nun sehen, wie wir unsere Familie wieder hoch kriegen.“ — („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

k. In diesem Jahre wurden bis jetzt in Deutschland drei Millionen Doppelzentner Eis im Werthe von 4 Millionen Mark eingeführt. Norwegen lieferte mehr als 2 Millionen Doppelzentner. In der gleichen Zeit des Vorjahres wurden nur 89 295 Doppelzentner eingeführt, die einen Werth von 118 000 Mark hatten. —
 — In der Nacht zum Dienstag brannten in Neuselwiz die Gebäude einer Braunkohlenabbau-Gesellschaft nieder; nur die Brikettsfabrik und die Vorrathsschuppen wurden gerettet. —
 — Bei einer Hochzeitsfeier wurde in Herzheim bei Landau die Braut und ihr Bettler vom Blitze erschlagen; der Bräutigam wurde gelähmt. —
 — Ein Universitätsprofessor aus Innsbruck wollte ohne Führer die Geisterspize in Tirol ersteigen. Er stürzte ab und erkrank in einem Gletscherbach. —
 c. e. In Altorf (Kanton Uri) wird im Frühling 1899 ein Theater eröffnet werden, das fast ausschließlich Zell-Ausführungen von Schweizer Künstlern bringen soll. —
 — In der Schweizer „Hotel-Revue“ ist zu lesen: Ein Reisechriftsteller in Halle a. S. schreibt an ein Schweizer Hotel: „Habe Auftrag, meine Schweizerreise in einer großen deutschen Zeitung zu veröffentlichen. Habe auch bei Ihnen verkehrt und war sehr zufrieden. Würde Sie lobend erwähnen, das wird ihnen viel Freunde zuführen. Bitte, mir als Entschädigung 10 Fr. zuzuschicken, dafür erhalten Sie sofort Zeitung als Beleg.“ —
 — Die Bevölkerung Belgiens beträgt nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1897 6 586 593 Personen; demnach hat sich also die Bevölkerung seit dem Jahre 1895 um 175 000 Personen vermehrt. —
 — Vor 37 Jahren wurde in Nantes ein Mann zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, weil er eine Wittve umgebracht haben sollte. Jetzt soll das Verfahren wieder aufgenommen werden, da die Unschuld des Verurtheilten erwiesen wurde. —
 — Bei einem Gewitter in Mezzano bei Trient hatten sich drei Geschwister unter eine Tanne gesüchtet. Der Blitz schlug in den Baum und tödtete alle drei. —
 — 260 Bohnhäuser und alle öffentlichen Gebäude der Stadt Luboz (Gouvernement Wlusk) sind durch einen großen Brand zerstört worden. Mehrere Menschen werden vermißt. —
 c. e. Gemälde-Ausstellungen für Arbeiter, zugänglich für ein Eintrittsgeld von 5 Kopelen, veranstaltet der „Verein Petersburger Künstler“, da die Museen nur in „guter Kleidung“ betreten werden dürfen. Die erste dieser Ausstellungen, die über 500 Gemälde und Sculpturen enthält, ist am 18. August eröffnet worden. —
 — Mehr als 100 000 Menschen sind seit zwei Jahren in Bomhay und den angrenzenden Provinzen an der Pest gestorben. —